Ideal und Wirklichkeit im Stadtbau

Autor(en): **Schmidt, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **17 (1930)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-81850

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ideal und Wirklichkeit im Stadtbau

Ein fremder Architekt, der vor einigen Jahren Zürich besuchte, wunderte sich über den Reichtum dieser Stadt, die von einem vielfachen Kranz stattlicher Villen umgeben scheint. Aber er wunderte sich noch mehr, als man ihm erklärte, dass die grosse Mehrzahl dieser Prachtsvillen in Tat und Wahrheit Mehrfamilienhäuser zu sechs Wohnungen seien, von denen jeweils die oberste ausserdem eine reine Dachwohnung sei. Noch heute sind die Bebauungsvorschriften für die verschiedenen Abhänge der Seeufer so abgefasst, als ob die alleinstehende Villa das wünschbare und erreichbare Ideal jedes Zürchers sein könne. Das Idealbild einer offenen und lockeren Bauweise ist in den «Vorschriften über die offene Bebauung» vom 29. September 1912 festgelegt — das Resultat ist nicht viel besser als die bekannte Hügelbebauung von Stuttgart, die mit ähnlichen Vorschriften, dem sogenannten «Bauwich», erzwungen wurde. Genau wie in Zürich sind auch dort die prächtigen freistehenden Einzelhäuser maskierte Miethäuser.

Die Geschichte des Stadtbaues der letzten Jahrhunderte ist die Geschichte der städtebaulichen Ideale und der zu ihren Gunsten gefälschten Wirklichkeit. Die Architekten der Renaissance brachten uns das Ideal der geometrisch geformten Stadt, aus einer Hand entworfen und vom Landesherrn mit absoluter Macht zur Ausführung gebracht. Die Handbücher des Städtebaus prunken mit den glücklichen Fällen, wo dieses Ideal zustande kam. Kurz vorher hatte die «malerische» Stadt des Mittelalters ein entgegengesetztes Ideal geliefert und ebenso viele und begeisterte Anhänger gefunden. Es erging dem Stadtbau nicht besser als der Baukunst überhaupt, er musste sich den wechselnden Idealen der Architekten fügen, die von der Vergangenheit lebten, das heutige Wohnhaus bald in ein manicürtes Bauernhaus, bald in ein adaptiertes Landschlösschen, bald in eine kubistische Komposition zwängten.

Wenn man heute von neuen Wegen spricht, so bedeutet das in erster Linie den Willen, mit allen falschen Idealen aufzuräumen. Wenn man von Technik und Rationalisierung spricht, so glaubt man damit an den klaren und nüchternen Weg der Wirklichkeit. Dieser Weg kann da zu neuen Lösungen führen, wo solche Lösungen wirtschaftlich und technisch schon vorbereitet sind und nur von falschen Idealen zurückgehalten wurden. Er wird die alten Lösungen beibehalten, wo die Stunde noch nicht geschlagen hat, aber wenigstens dazu führen, sie von allem Formelkram befreit als das hinzustellen, was sie in Wirklichkeit sind. Der Weg ist deshalb nicht leicht, weil wir alle, auch die sogenannten modernen Architekten, ständig von neuem der Gefahr unterliegen, die Wirklichkeit zu übersehen und auf diese Weise, ohne das Ziel unseres Denkens zu ändern, höchstens alte Illusionen mit neuen vertauschen.

Die heutige technische Produktion ist dadurch gross geworden, dass sie es gelernt hat, zu rechnen, und zwar selbst mit den Faktoren, die der Vernunft kaum zugänglich erschienen. Unsere baulichen Aufgaben sind heute Rechenexempel — wo das Rechnen aufhört, beginnt der Dilettantismus. Warum sollte es im Stadtbau anders sein? Schon heute mehren sich die Zeichen dafür, dass das grosse Gebiet des Stadtbaues, das sich bisher hinter den romantischen oder klassizistischen Kulissen der Stadtbaukunst verbarg, den Weg zur Wirklichkeit findet. Diese Wirklichkeit wird uns von der Aufgabe entlasten, Poesie, Schönheit, Harmonie und Ordnung auf irgendwelchen gefühlsmässigen Wegen suchen zu müssen. Jede klare Lösung wird diese von selbst enthalten.

Wir haben uns lange genug bemüht, die Schönheit und die natürliche Ordnung alter Dörfer und Städte mit dem Skizzenbuch und der Kamera zu studieren und festzuhalten. Heute sehen wir ein, dass das für uns Kulissen sind, solange wir die Aufgaben, die uns von der Gegenwart gestellt werden, nicht auf die Grundlage klarer Erkenntnis und nüchterner Berechnung gebracht haben. Wenn wir uns — mit Recht — für die Lösungen der Vergangenheit begeistern, so dürfen wir ihnen auch die Ehre antun, sie als das Resultat ebenso klarer Notwendigkeit und nüchterner Erfüllung zu begreifen. Man kann heute wissen, weshalb unsere alten Bauernhäuser gerade die und keine andere Dachform angewendet haben und aus welchen Gründen sie verschwunden ist. Anschauung und Geschichte helfen uns erkennen, aus welchen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen die mittelalterliche Stadt mit ihren dichten, schmalen Parzellen und gleichförmigen Häusern entstanden ist. Wir sollten es also nicht mehr nötig haben, von Poesie zu sprechen, als hätten unsere Vorfahren ein Theaterdasein gelebt, für das wir uns selber bedanken würden.

Ein modernes Stadtviertel ist keine Angelegenheit von Prachtstrassen, die mit geschlossenen Höfen erkauft werden müssen, die Strasse ist kein Abrollen von einheitlich geregelten Strassenfassaden, die wir nicht anders als nach der fatalen Mode von 1930 oder 1931 auf Kilometerlänge festlegen könnten. Eine Kleinhaussiedlung mit Grundstücken von 200—300 m² Grösse Raum kann durch keine Zonenvorschrift der Welt in ein zwischen Bäumen verstecktes Dorf oder in eine vornehme Villenkolonie verwandelt werden. Und wir können von unsern Architekten nicht erwarten, das einfache und billige Haus könne etwas anderes sein, als ein technisches und wirtschaftliches Rechenexempel.

Dieselben Notwendigkeiten, die uns dazu führen, ein Haus in allen Teilen einfach und logisch auszudenken und das Resultat auf die wirtschaftlichste Form zu bringen, führen uns heute dazu, die Gesamtheit der Häuser, die Siedlung, den Stadtplan, zum Gegenstand genauer Ueberlegung zu machen. Der wichtigste Schritt, die Abkehr vom geschlossenen Block, von der nach der Strasse orientierten Randbebauung (auf die alle unsere Vorschriften zugeschnitten sind), ist grundsätzlich bereits vollzogen. Die Wissenschaft beginnt den Fragen der günstigsten Besonnung, also der Stellung der Häuser und Hauszeilen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.[1] Die wirtschaftlichste Form des Zeilenbaues wird aus allen Faktoren (Hausgrundriss, Strassenform, Kanalisationsanlage) errechnet.[2] Man kann hoffen, dass die Zeit vorbei ist, wo unsere Kenntnisse über den Stadtbau überall da, wo der Ingenieur zum Worte kommt, beim Verkehrswesen, beim Strassenbau und bei der Versorgung der Städte, auf soliden rechnerischen Grundlagen beruhen, während die eigentlichen Bebauungsfragen dem Gefühl des Architekten und den blinden Paragraphen der Bauordnungen ausgeliefert werden. Die Weissenhofsiedlung in Stuttgart entstand noch auf Grund der gefühlsmässigen Modellskizze eines Architekten. Die ersten Frankfurter Siedlungen suchten mit interessanten Strassenbildern und plastischen Wirkungen Stadtbau zu treiben. Heute hat man in Deutschland den Wert des klaren Zeilenbaues mit rationeller gleichmässiger Grundstückaufteilung eingesehen und zuletzt in grösster Form bei der Karlsruher Dammerstocksiedlung angewendet. In der Schweiz hat sich das kleine Reihenhaus in offen Zeilen in einigen Wohnkolonien der Nachkriegszeit durchgesetzt. Den einseitigen Reihenbau mit einseitig eingebauten Strassen zeigen die Siedlungen «Selbsthilfe» in Winterthur und «Utohof» in Zürich. Auf schwierigerem Gelände und unter wenig günstigen Vorschriften der «offenen Bauzone» wird die Werkbundsiedlung «Neubühl» bei Wollishofen dasselbe System durchführen.

Schaffen wir Poesie und Schönheit, wenn wir Ordnung schaffen? Wenn wir einem sehr aktiven Vertreter der Heimatschutzbewegung glauben dürfen, der erklärte, dass die Ordnung das Wesen aller Schönheit bedeute, dann gewiss. Aber wir müssen weitersehen und erkennen, dass wir Ordnung nicht, wie jener Heimatschutzmann weiter forderte, mit gesetzlichen Vorschriften erzwingen können, so wie man moderne Friedhöfe einheitlich regelt. Ordnung und Schönheit können überhaupt nicht von aussen entstehen, sondern können nur das Resultat einer Lebensforderung sein, die nur durch Ordnung, also nur durch klare Ueberlegung und nüchterne Methodik überhaupt zu erfüllen ist. Das ist die Ordnung, die heute den Verkehr und die Versorgung grosser Menschenmassen ermöglicht, und es wird dieselbe Ordnung sein, die den Stadtbau auf den richtigen Weg bringen muss. *Hans Schmidt.*

So ist es. Ist es so?

Stellen wir die Sätze heraus, über die eine Diskussion nötig scheint: «Unsere baulichen Aufgaben sind heute Rechenexempel — wo das Rechnen aufhört, beginnt der Dilettantismus.»

«Wir können von unseren Architekten nicht erwarten, das einfache und billige Haus könne etwas anderes sein, als ein technisches und wirtschaftliches Rechenexempel.»

«Die Wirklichkeit wird uns von der Aufgabe entlasten, Poesie, Schönheit, Harmonie und Ordnung auf irgendwelchen gefühlsmässigen Wegen suchen zu müssen.»

Man müsste sich zuerst über den Begriff der «Wirklichkeit» und den Begriff «Ideal» einigen. Für Hans Schmidt ist ein Ideal eine windige Angelegenheit, eine Ausflucht aus der einzig wirklichen, reellen, handfesten, nachrechenbaren Wirklichkeit. Das heisst, er ist immer in Gefahr «Ideal» mit «Illusion» zu verwechseln. Im wissenschaftlichen — also im präzisen — Sprachgebrauch bedeutet aber «Ideal» Zielsetzung, formuliertes Vorbild, nach dem hin man sich selbst oder einen anderen oder den Staat oder irgendsonst etwas entwickeln will. Also nicht ein gemütliches Dämmern in rosenfarbigen Wunschträumen, sondern ein Inbegriff des Vorwärtstreibenden, Wirksamen — und also doch wohl «Wirklichen», neben dem alles, was Schmidt mit «Wirklichkeit» bezeichnet, blinde, stumpfe, passive, entwicklungslose Materie bleibt.

Gefühlsmässige Entscheidungen sind für Hans Schmidt und die ihm stimmungsverwandten Architekten Dilettantismus: man hält sie dort für subjektiv, und somit für unverbindlich, wo es aufs Kollektive ankommt. Wobei man übersieht, dass auch noch der krasseste vermeintliche Individualist selbstverständlich aus Antrieben handelt, die genau so in allen anderen enthalten sind wie in ihm, dass also auch er unter allen Umständen als Beauftragter und Wortführer seiner Zeitgenossen betrachtet werden kann, als das empfindliche Spezialmessgerät, das eben ganz bestimmte Regungen der Kollektivität deutlicher registriert, als sie sonst wahrgenommen werden. Und wobei man ferner übersieht, dass sich gefühlsmässige Probleme genau so «objektiv» stellen, wie materielle, und dass sie genau so unerbittlich ihre

[1] *Justin Bidoux,* La Science des plans de ville.

[2] Arbeiten von Prof. *Heiligenthal,* Karlsruhe, von Stadtbaurat *May* und Baurat *Kaufmann* im „Zentralblatt der Bauverwaltung", Nr. 24 und 36, Jahrgang 1929; sowie von Prof. *W. Gropius* im „Neuen Berlin", Nr. 4. Jahrgang 1929.

präzise Lösung fordern, ob es uns nun passt oder unbequem ist, sodass jede Lösung, die nur das technisch-wirtschaftliche Rechenexempel befriedigt, eine unzulässige Vereinfachung des Problems — und somit eine Fehllösung darstellt. Ungefähr so, wie wenn ein Konstrukteur die Eigengewichte seiner Materialien aus der Kalkulation weglassen wollte, weil sie ihm unbequem sind. Damit aber, dass man unbehagliche Probleme als nicht existent oder als «Dilettantismus» erklärt, sind sie nicht gelöst, und ich glaube, dass man gerade im Namen einer von Illusionen nicht eingeengten Sachlichkeit auch von der Architektur wird fordern müssen, dass sie die psychische Seite als vollberechtigten Faktor mit in ihr Kalkül einsetzt, was mit Sentimentalität nicht das Mindeste zu tun hat. Und ob man das dann «Kunst» oder «Gleichung mit mehreren Unbekannten» oder sonstwie nennen will, ist weiter nichts als eine Frage der Terminologie.

Und über solche Fragen wollen wir uns nicht zerkriegen. *P. M.*

Die Kleinküche

In Verbindung mit der Ortsgruppe Basel des Schweizerischen Werkbundes hat das Gewerbemuseum Basel während der Monate Februar und März eine Ausstellung «Die praktische Küche» veranstaltet.

Die Ausstellung war in drei Abteilungen gegliedert: 1. Einzelgegenstände, 2. fünf eingebaute, gebrauchsfertig eingerichtete Kleinküchen, und 3. Pläne und Fotos.

Die Abteilung Einzelgegenstände war unterteilt nach dem natürlichen Ablauf der Funktionen, die in der Küche geleistet werden: «Die Beleuchtung», «Das Rüsten», «Das Kochen», «Das Essen», «Das Reinigen», «Das Aufbewahren». Auch die Aufstellung bemühte sich, die sachliche Abfolge dieser Funktionen deutlich hervorzuheben.

Diese Abteilung hatte nicht so sehr zum Ziel, alle möglichen neuen Erfindungen vorzuführen (von denen waren natürlich auch zu sehen), als vielmehr von allen in den örtlichen Haushaltungsgeschäften bereits vorhandenen Küchenartikeln zu zeigen, was als klarer, konsequenter Gebrauchsartikel verantwortet werden kann. Für die Gruppen «Rüsten», «Kochen» und «Reinigen» war das einfach, denn alles, was nur in der Küche Verwendung findet, darf reiner Gebrauchsgegenstand sein.

Schwieriger schon war es in der Gruppe «Beleuchtung». Von einem Beleuchtungskörper, selbst in der Küche, verlangt man über die Erfüllung des Zweckes hinaus noch jenes bekannte, berüchtigte ästhetische Plus — in der Umgangssprache: «es muss doch etwas vorstellen». Immerhin, es gibt bereits eine ganze Reihe von einfachen, guten Küchen-Beleuchtungskörpern. Dem kaufenden Publikum zu diesen reinen Formen Mut zu machen, war die Absicht der Ausstellung.

Klassisch geradezu ist die Doppelspurigkeit des Praktischen und des «Schönen» bei allem Geschirr und Besteck, das nicht in der Küche, sondern im Esszimmer gebraucht wird. Hier hat sich die Ausstellung bemüht, die in den anderen Gruppen eingeschlagene Linie der reinen Gebrauchsform durchzuhalten und die sachliche Gleichwertigkeit der Funktion des Essens mit der des Kochens in der Art der Darbietung demonstrativ zu betonen. Angesichts der Tatsache, dass beinahe alle Artikel für das Essen in reiner Gebrauchsform vorhanden sind, wird es zur sehr viel wichtigeren Aufgabe, die bereits käuflichen Artikel zu verbreiten, bei der Hauptkäufermasse, den Frauen, für sie zu werben, als neues Gebrauchsgeschirr oder Gebrauchsbesteck zu entwerfen. Die vorhandenen ganz einfachen, in ihrer Qualität aber vorzüglichen Messer z. B. haben eine zeitlose Neutralität, die von den Entwürfen einer noch so einsichtigen Kunstgewerbeschule so leicht nicht getroffen wird. Diese zeitlose Neutralität aller Gebrauchsgegenstände ist aber unser Ziel schlechthin!

Die Doppelspurigkeit, Doppelstöckigkeit: hier das gewöhnliche Küchengeschirr und Küchenbesteck, dort das bessere Essgeschirr und Essbesteck, ist der Ausdruck einer Doppelstöckigkeit der Räume und deren üblicher Benützungsweise: Küche und Esszimmer, werktägliches Essen in der Küche und feiertägliches Essen im Esszimmer. Hier hat die zweite Abteilung der Ausstellung eingesetzt. Die Ausstellung hat das Problem der Küche nicht als eine isolierte Frage behandelt, sondern konsequent in den Zusammenhang des Verhältnisses von Kochraum und Essraum gestellt. Sie hat eine der üblichen Gebrauchsform entgegengesetzte zur Diskussion gestellt.

Die heutige mittelgrosse Küche ist ein Zwitterding. Für die Funktion des Kochens allein ist sie, wenn man an den Vorgang des Kochens betriebstechnisch straffere Forderungen stellt, zu gross. Aber die Küche hat bekanntlich in weiten Schichten nicht nur dem Kochen, sondern auch dem Essen, ja dem Wohnen zu dienen. Für diese Akkumulierung von Funktionen ist die übliche Küche jedoch zu klein, denn sie ist nicht dafür gedacht. Wenn irgendwo eine neuerstellte normale Wohnung dem Publikum möbliert vorgeführt wird, so wird folgende Benützung fingiert: mittelgrosse Küche fürs Kochen allein, mittelgrosses Esszimmer (mit Gang zwischen Küche und Esszimmer!), mittelgrosser Salon, mittelgrosse Schlafzimmer. Je nach der wirtschaftlichen Kraft wird diese Fiktion realisiert. Wo die Hausfrau selber kocht, wird aus durchaus legitimen Gründen der Wirtschaftlichkeit sehr rasch das werktägliche Essen in